

# Das grüne Tal

Aus einer Zeit die einmal war, erzählt von Erich Bockemühl

Es weht ein feuchter, grüner Wind durch das Tal, in Frühlingszeiten und im Herbst und auch in den frühen Stunden der Sommertage. Von den Hügeln beiderseits flutet das Grün in Wellen hernieder bis zum Fluß, der gegen das Ufer brandet, sich aufbäumt in den Gebüsch der Pappeln und Erlen und dann zurückflutend sich in der Stille der kleinen Bucht aller Unruhe begibt. Im hellen Sonnenlicht sind die Spitzen der Weidensträucher hell aufleuchtend und wie weißlich-grüner Schaum der Wellenkämme. Da aber, wo die Pflanze Wasserliesch, die doldige Schwanenblume, wie man sie nennt, ihre schönen roten Blüten über die schlanken und schwertlilienartigen Blätter hinaufhebt, wo der Wasserdost mit seinem süßduftenden Nektar den bunten Schmetterlingen ein Sommerfest bereitet, wo ehemals eine starke Strömung das Gesträuch hinweggerissen hat, mag man hinter die Büsche gelangen, und das grase Ufer unmittelbar am Fluß ist nicht so steil, daß es einen nicht zum Sitzen einladen könnte, zu einer Ruhestunde vor der kleinen stillen Bucht, die im kaum zu bemerkenden stillen Kreisen des Wassers eben selber wie ein Bild der Ruhe ist. Im Gegensatz zum Heidebrand des Sommertages ist hier die kühle Stille. Bewegungslos und still liegt das Floß der Angel auf dem klaren Wasser, und der Fischer, dem nichts anderes zu beobachten gegeben war, als das kleine Ding aus Kork mit seinen roten Spitzen, zog dennoch die Angel ein und hing sie in die Zweige. Er wollte nichts, als nur die klare Stille sehen und darüber hinaus das leise sanfte Wellenfließen, und wenn ihm etwas bewußt wurde, dann war es dies, daß das trunken-glücksende Tönen im Verein mit dem silbernen Geräusche der Gesträuche das Lied der Ruhe war, das ihm in seiner Seele und daß seine Seele alsdann mit dem Singen um sie her selber sang.

Zwei windzerzauste Pappelbäume stehen ihm gegenüber. In der Beschaulichkeit der Stunde gehen die Gedanken mit den Bildern ihren eigenen Weg. Er kennt alle Menschen dieses Tales und lächelt, indem er vor dem blauen Himmel diese beiden Pappeln sieht. Trotz aller Zersaustheit und Verwitterung bricht immer

doch das Leben durch. Die eine steht da mit zerbrochenem Stamm — wer ist schuld daran? — und sieht wie eine alte Hexe aus, die mit gebrochenem Rücken nur am Stock zu gehen vermag, während die andere noch das Haupt aufrecht gegen den Himmel trägt. Sie selbst haben sich nicht hierhergepflanzt, wo sie den Stürmen preisgegeben waren, und wahrlich: fadenscheinig genug ist ihr beider Gewand. „Der eine und die andere“. . . So hat der Beobachter bereits für sich gesagt. Er weiß über das Leben zweier Menschen, denen die Gemeinde schließlich das Armutshaus zur Bleibe gegeben hat, gut genug Bescheid. Ihr ist das Kreuz gebrochen — jedoch er hält länger aus. Sie haben ihr Los und Schicksal nicht gewählt und auch nicht die Kraft gehabt, zu widerstehen. Warum spricht man so leicht von Schuld und sucht nach ihr — meist, um sich einer Verantwortung zu entziehen — warum tut man das bei den Menschen immer wieder, während man doch bei den Bäumen nicht nach Schuld und Schicksal fragt? Es ist ein Unterschied — und es ist anders wieder doch kein Unterschied. Die Pappeln stehen vor dem Himmel, und der Himmel ist sehr, sehr hoch in diesem Tal.

Ich habe in alten Papieren gelesen, die in jenem Turm, der von einer längst verschwundenen Burg übriggeblieben ist, bewahrt geblieben sind — von der Geschichte dieses Tales, so kann man wohl sagen — von vielen Dingen sehr vergangener Zeit. Man erinnert sich der Vergangenheit um so leichter, je traumhafter, je weiter einem in beschaulicher Stille die Stunde wird. Und wenn auch die Fähre nicht mehr wie einst die Menschen und die Wagen und das Vieh hinüberträgt und die kleine Glocke nicht mehr läutet, so ist dies alles aus jahrzehntelanger Gewohnheit dennoch gegenwärtig. Wo das Tal sich weitet und die Uferhügel dem großen Strom entgegenschwinden, da wird das Land flach und eben, und man kann nicht ohne Berechtigung sagen, daß sich das Tal wirklich wie ohne Ende breitet. . . : Tal in Tal, bis fern zum Meere hin.

Jenes Dorf mit dem alten Turm aber ist das einzige weithin, das am Ufer dieses Flusses liegt. Es ist ein kleines Dorf und hatte doch einen eigenen Hafen, in

dem im Winter die Schiffe lagen, die im Frühling, Sommer und Herbst Steine und Salz aus den fernen Bergen holten. Heute fahren keine Schiffe mehr, aber wenn auch die Söhne der Schiffer von einst an der Eisenbahn oder in Fabriken und Bergwerken arbeiten oder — einige wenige nur — Bauern sind, so ist ihr Sinn doch immer noch in die Weite gerichtet, mehr und ganz anders als bei den ihnen benachbarten Menschen, die seit je in der Heide Buchweizen, Hafer, Gerste, Flachs und Kartoffeln bauten. Dieses Dorf hat eine gerade sich hinziehende und gepflasterte Straße und schmale Gassen zwischen den Häusern und hatte ehemals eine schwimmende Mühle und eine starke Burg. Von dem Brand vor hundert Jahren ist nur ein einziges Haus übriggeblieben, und das ist so, wie die sind, die Ludwig Richter zeichnete oder malte und von denen Matthias Claudius seine Bauernlieder sang.

Ach, von dem zu erzählen, was man im alten Turm in alten Schriften lesen kann! Daß ein Pfarrer Kriegsrat wurde — es ist schon lange her — um einer Heirat willen, die sonst anstößig für eine adelige Familie geworden wäre... daß vor 200 Jahren ein anderer Pfarrer, der ein Säckchen Korn wollte mahlen lassen, im Mühlengraben ertrank, daß er sein Unglück genau so, wie es sich begeben hat, in der Nacht vorher träumte und unter dem beängstigenden Eindruck seiner Frau erzählte... daß man mit der nahen Stadt einen Prozeß führen mußte um eine Torfgerechtsame, der regelrecht zu einem Krieg im Kleinen führte und hernach die Stadt viel Geld gekostet hat. Und was man nicht alles aufzeichnen als notwendig erachtete, wenn es sich um Besitz und Geld, um Acker, Wald und Weiden handelte. Heute kennt man schon die Namen nicht mehr. Die Geschlechter sind vergangen, und die Äcker, Weiden und der Wald sind unter andere verteilt. Menschen schwinden, aber die Erde bleibt. Wenn eine Eisenbahn gebaut ist, so hat es keinen Sinn mehr, mit breiten Kähnen in die Berge zu fahren. Die Alten haben von jenen Fahrten erzählt, und die Jungen haben es weitererzählt... und für die Kinder von heute ist die alte Zeit längst eine Sage geworden. Der alte von Aaken, der mit seinen Wasserstiefeln in die Fluten stieg und den großen schweren Kahn von der Sandbank hoch und in die Strömung hob, daß er wieder Fahrwasser bekam und der die Zigeuner am Ufer

mit Bruchsteinen bewarf ist ein sagenhafter Held. Urgroßmutter hat ihn noch gekannt. Er war „der stärkste Mann in aller Zeit“. Die Söhne der einstigen Schiffer haben alle Arbeit und ein Weib gefunden, und ihre Enkel und Urenkel wohnen in den kleinen Häusern, deren Giebel einheitlich schön zur Straße stehen. Es geht immer um Hunger und Liebe. Und der eine steht, der andere fällt. Wenn der eine die Kraft oder den Mut nicht hat, fällt sein Besitz eines Tages dem anderen zu, und in immer hundert oder noch weniger Jahren ist es immer wieder anders. Auch in den alten Papieren geht es meist um Hunger und Liebe, und wie es damals war, wird es noch in aller Zukunft bleiben. Wenn man das Leben vor dem weiten Himmel sieht — und die Wellen murmeln ihr immer gleiches Lied — und wenn man das Nacheinander nebeneinander sieht, dann gleicht sich vieles aus, und keiner ist vor dem andern weniger oder mehr.

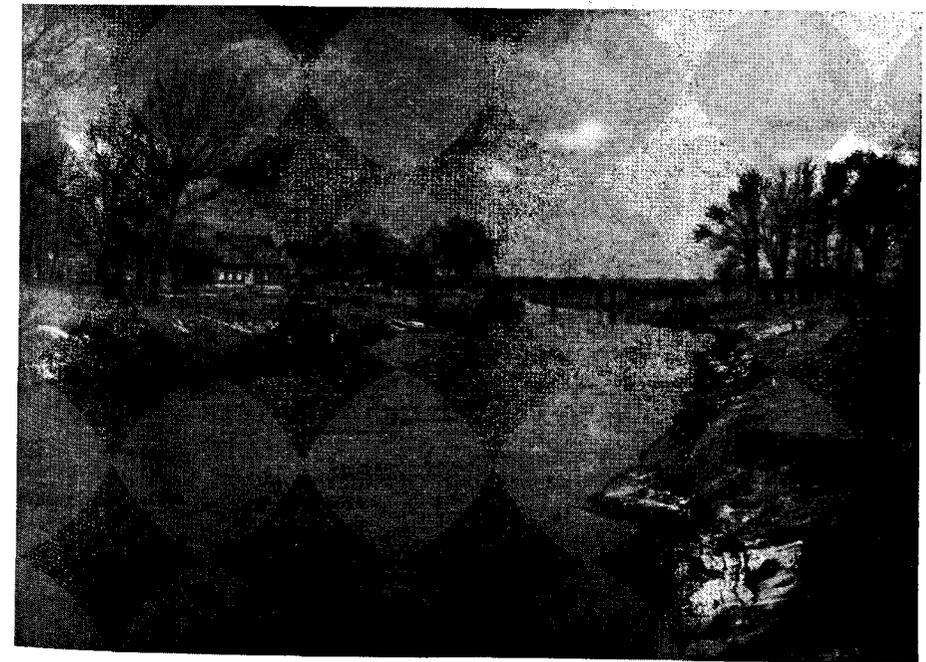
Es geht eine Straße durch das grüne Tal, an deren Seite Heidebirken stehen und über die einst die Römer zogen von castra vetera her, jenseits des Rheines, nahe der Stadt, die man Troja nannte und die heute Xanten heißt. Ob es wahr ist, was man sagt, daß das Wort Troja eine Beziehung haben soll zu Hagen Tronje, daß das grüne Tal eine Donau, eine Niederungsaus gewesen sei und daß das alte sagenhafte Leben um Siegfried, der durch die Gnitahede ritt zu jenem waberlohumwallten Isenstein, auf dem er Brunhild aus dem Schlaf erweckte, in diesem Land, in dieser Heimat dieses grünen Tals geschah? Jene hohen Bäume drüben, im Kreise aufgestellt um einen Hügel, rauschen, so erzählt man, um ein Hünengrab. Daß man jenseits an den sandigen Kieshügeln viele Gräber fand mit Waffen ferner Zeit und Urnen auch, zweifelt keiner an, denn die Bauern haben dabeigestanden, als die Herren aus der Stadt mit einer für die Bauern seltsamen Freude jene, wie sie meinten, bedeutsamen Schätze aus dem Schlaf der Zeiten hoben.

Die deutschen Könige seien durch dies Tal gezogen, jener gewaltige Kaiser Karl mit seinem Heerhaufen, König Heinrich mit klirrenden Reiterzügen — und Barbarossa gar. Warum nicht auch? Daß die Spanier ihr Unwesen auch hier getrieben haben — warum nicht gar? Und die Franzosen haben vor fast 200 Jahren das Pfarrhaus zerstört und verbrannt. Schwere

Zeiten! Die alte „Pastorsche“ hat sechs Stüber aus der Armenkasse erhalten. So steht im Kirchenbuch. Schwere Zeiten! Schwere Zeiten oft und wieder! Dem Dorfe gegenüber neben der Fährglocke war ein Grab, über dem im Sommer schon Gras gewachsen war und schon bald der kalte Herbstwind seine Klage sang, das Grab der mehr als sechzig Toten, deren Namen niemand weiß. Der Bauer tut seine Arbeit jahraus, jahrein, er hat sein Tagewerk zu erfüllen, so, wie es ihm die Jahreszeit gebietet. Als man den Kanal gleichlaufend mit dem Flusse grub, ließ er sich erzählen, daß man Scherben und Urnen ferner Zeiten, Knochen von Tieren noch weit fernerer Zeiten gefunden hat — aber er hatte nicht Zeit. Sein Pferd in der Karre wartete an der Straße, und er dachte wohl, wie alt die Heimat ist! Sein Hof ist alt, sein Geschlecht ist alt, und wenn man ihm sagt, daß seine Vorfahren es waren, die schon vor zweitausend Jahren, als Armin lebte, für die Heimat stritten, dann nickt er nur und denkt, wie die Zeiten hingehen, wie gute und schlechte Ernten, gute und schlechte Jahre miteinander wechseln, wie die Menschen

selber hingehen und sterben, manche früh, manche spät im hohen Alter und wie der Hof immer noch dasteht wie einst.

Murmeln die Wellen des Flusses. Eine Kuh steckt den Kopf in das Weidengebüsch, um sich der Fliegen zu erwehren, und man sieht, sich wendend in die unbewußten großen Tieraugen hinein. Wer traumversunken am Gestade sitzt und nichts will und vorhat und sich den Stimmen der Wellen und des leisen Windes überläßt, der mag selber unbewußt in die Stunde schauen... in jenem Zustand, da er der Natur ganz anheimgegeben ist. Das ist dann die Stunde der Stille, der großen Ruhe — in ihr weiten sich die Welt und das Leben, und die Gedanken gehen ihre eigene Bahn. Der Mensch kann nicht ohne Denken sein. Unablässig fließen die Wellen — zwischen den grünen Ufern hin rauscht der Fluß zum Strom, rauscht und braust der Strom zum Meer, und über dem Meer sind Wolken, steigen die Wolken auf, die nun der Wind hinüberweht, über die Hügel hin ins Endlose.



Die Lippe an der Krudenburger Brücke

Ich weiß, du kennst die stillen Wege immer noch — zwischen alten Pappeln ging der schmale Pfad, und im kleinen Bächlein klangen Mondlichtperlen, und Mondlicht rauschte silbern in dem Blätterwispeln, und dein Kleid war mondlichtsilberrauschend. Du... und wir saßen an des Flusses Ufer, da der ganze weite Himmel uns in den Wellen widerklang... Die kühle Nacht in unser Herz zu atmen — die Sternmusik in unsern Sinn zu atmen! ... Wir wohnten in diesem Tal, das uns nach grauen Zeiten einst an einem Morgen in Schaumkraut und in Taglichtneiken gleich den ganzen Frühling blühte. Und wir sahen nach vielen Jahren das grüne Tal im bronzenen Herbstlicht... und ich sehe dieses Tal nach viel Erleben, Trauer, Freuden, Kampf und Frieden wieder als Tal der Erde, Tal der Welt und Teil der großen ewigen All-Unendlichkeit...

Leiser Rauch kräuselt sich über den Schornsteinen des Dorfes. Die Wetterfahne auf dem alten Turm bewegt sich im Wind, die Fährglocke tönt... auch das Abendrot tönt in der Musik der fernen Welt... Ein Reiher, aus dem azurnen Traum der unbegrenzten Fernen heimkehrt, schwebt wieder zu bekannten Ufern und alten Bäumen, und auch der Angler erhebt sich, seine Schnur um die lange Bambusstange windend — er hat nichts gefangen und bringt vielleicht im Nichts den größeren Reichtum heim, die Stille, den Ausgleich: in solcher Abendstunde webt die Seele sich ins All, in die unendliche Seele der Ewigkeit, und aufersteht der andere Mensch, der eigentliche, reine. Und so mag sich jeder selber wiederfinden in diesem Frieden der Natur wie im Herzen Gottes.

---